

3. Zur Naturgeschichte des Rennthieres in Mecklenburg,

von

Theodor Frieße.

(Hierzu die Abbildung.)

Es ist bisher die Frage noch nicht gelöst worden, ob das Rennthier — *Cervus tarandus* — früher in Mecklenburg wie überhaupt in Deutschland heimisch gewesen sei oder nicht, und wenn man auch in unserm Vaterlande Gebeine dieser Thiere gefunden haben soll, so ist theils die Richtigkeit derselben nicht genügend constatirt, theils zweifelt man auch, ob die früheren Träger derselben mit den heutigen Rennthieren identisch gewesen und überall der jetzigen Schöpfungsperiode zuzuzählen seien. Man stützt sich hiebei hauptsächlich auf die Erfahrung, daß die aus dem Norden nach südlich gelegenen Ländern ausgeführten Thiere stets dem veränderten Klima erlegen seien und meint, daß, wenn auch im Verlaufe von Jahrhunderten das Klima in Deutschland bedeutend gemildert worden, diese Veränderung doch immer noch zu geringfügig erscheine, um einen auch nur einigermaßen annähernden Vergleich zwischen dem Klima jenseit des nördlichen Polarkreises — dem jetzigen Aufenthalte des Rennthiers — und etwa dem disseit des 54. Grades n. Br. zuzulassen. Man schließt demnach, daß es auch früher diesem Thiere bei uns müsse zu gelinde gewesen sein, um in seinem gegen Polarkälte ausgerüsteten Pelz sich wohl fühlen und leben zu können. Zudem soll Cuvier festgestellt haben, daß das Rennthier zu keiner Zeit in den Ländern südlich von der Ostsee heimisch gewesen sei.

Ohne nun gerade behaupten zu wollen, daß das Rennthier bei uns früher — d. h. in der letzten Schöpfungsperiode, und zwar gleichzeitig mit dem Urochsen und Elenn — gelebt habe, muß ich doch der Ansicht, als habe das Thier aus climatischen Ursachen hier nicht ausdauern können, entschieden entgegen treten. Aus dem Umstande, daß einzelne, dem hohen Norden plötzlich um 12 und mehr Grade entrückte Thiere bei uns nicht ausdauern, folgt weder, daß dies nothwendig so sein müsse, noch auch, daß keine Thiere dieser Art früher bei uns hätten leben können. Denn einerseits ist bekannt, wie oft und leicht ein gefangen gehaltenes Thier der naturwidrigen, plumpen und nachlässigen Behandlung seiner Wärter erliegt. Schwerlich wird man z. B. im Winter, da das Rennthier kein Heu frisst, sich die Mühe gegeben haben, den nöthigen Bedarf an Geflecht, Knospen und dergleichen herbeizuschaffen. Andererseits steht fest, daß das Klima in Deutschland früher bedeutend rauher und härter gewesen ist, als jetzt, und wenn wir hier damals auch gerade keine lappländische Kälte werden gehabt haben, so kann das Rennthier sich bei uns dennoch sehr behaglich gefühlt haben. Es ist nämlich wohl zu unterscheiden, ob ein nordisches Thier mit seinem langbehaarten Pelz und in seiner dicken Fetthülle, welches beides in so hohem Grade der Norden hervorruft, plötzlich mit Verzicht auf die seither gewohnte Nahrung in wärmere Zonen versetzt wird, oder ob dasselbe, bisher in letzteren heimisch, durch Umstände allmählig dem Norden zugebrängt wird, so daß es sich vermöge seiner kosmopolitischen Natur, die fast allen Thieren mehr oder minder eigen ist, nach und nach acclimatist und von der Natur — den Umständen entsprechend — mit einer Schutzhülle gegen

strenge Kälte versehen wird. — Man denke nur an das, ursprünglich dem wärmeren Klima angehörige, allmählig gegen Norden vorgerückte Pferd, und vergleiche einen Araber oder Andalusier mit einem schwedischen oder russischen Pferde, welche Unterschiede treten uns da in Ansehung, der Gestalt, der Größe, Musculatur, Fettbildung, sowie in der Fülle und Länge des Haartwuchses entgegen. Welcher Unterschied ferner in letzterer Beziehung zwischen dem hiesigen und dem Hermelin vom Obh? zwischen unserm Steinmarder und dem Zobel? sind doch die beiden letztgenannten Thiere wesentlich nur durch Länge, Feinheit und Farbe des Haartwuchses von einander verschieden.

So, meine ich nun, kann auch ein Thier, welches — durch geeignete Umstände dazu veranlaßt — mit der Zeit nach dem Norden sich zurückzieht, durch climatischen Einfluß in seinem ganzen Habitus eine solche Umänderung erleiden, daß es befähigt wird, ohne Gefährdung seiner Gesundheit die niedere Temperatur des Nordens zu ertragen, sowie es in solchem Habitus andernfalls seinen Untergang finden muß, sobald man seine Heimath mit einer weit südlicher gelegenen Gegend plötzlich vertauscht, zumal wenn sich dem noch eine widernatürliche Nahrung und Pflege zugesellt. Man stelle sich nur vor, wie bedrohlich es schon für das Leben unserß gemeinen Rindviehes ist, wenn man dasselbe die gewöhnliche Weide mit der Waldweide vertauschen läßt.

In Beziehung der Nahrung des Rennthiers sei hier bemerkt, daß es dieselbe hier früher an Weiden- und Birken-Laub und Knospen reichlich wird gefunden haben. Selbst seiner besondern Vorliebe für stickstoffhaltige Nahrung (z. B. für Pilze,) werden unsere feuchten, schattigen Wälder an Pilzen, Beeren und dergleichen Befriedigung geboten haben.

Was nun die Behauptung betrifft, als habe das Rennthier diesseit der Ostsee nie gelebt, und als stammten aufgefundene fossile Geweihe der Art nicht von einem Rennthier, sondern von einem ausgestorbenen Damhirsch, so scheint man theils die leicht von einander zu unterscheidende Geweihform zwischen Damhirsch und Rennthier nicht genügend auseinander gehalten oder verkannt, theils aber auch die Nachricht von Julius Cäsar (*Bellum gallicum* VI.), nach welcher es im hercynischen Walde hirschgestaltige Thiere mit handförmig verzweigten Hörnern gebe, zu wenig gewürdigt zu haben, zumal derselbe hinzufügt, daß auch die Hindinnen mit solchen Geweihen ausgerüstet seien. Letztere Bemerkung ist wichtig und allein entscheidend, da — mit einziger Ausnahme des Rennthiers — kein Weibchen von den uns bekannten Hirschen ein Geweih trägt. — Uebrigens kann es leicht sein, daß Cubier, (falls nämlich jene Behauptung mit Recht ihm zugeschrieben werden darf) niemals in Deutschland aufgefundene Rennthiergeweihe zu Gesichte gekommen sind.

Ein ächtes Rennthiergeweih, wenigstens nach meinem Dafürhalten, ist nun im Dec. v. J. auf dem Gute Lutterstorf bei Wismar in einer 10' tiefen Torfgrube gefunden worden. Dasselbe (s. d. Abbild.) bildet nur eine Stange, und zwar die der rechten Seite, mit einer sförmigen Biegung nach oben und vorne, ist im Ganzen wohl erhalten und hat eine glatte, zum Theil noch glänzende Oberfläche von gelblichgrauer Farbe. Längs der Stange und den Sprossen zeigen sich mehrere Furchen, an deren Bildung man deutlich die Eindrücke von Blutgefäßen erkennt, die das sich entwickelnde Geweih ernähren und dasselbe sammt der behaarten Haut umgeben. Die Stange mißt von der

Rose bis zur Krone, welche abgebrochen ist, 4 Fuß 1 Zoll, ist in dieser ganzen Längenausdehnung zusammengedrückt und verhältnißmäßig dünn. Der Umfang oberhalb der Rose beträgt 5 Zoll, unterhalb der Krone 5 Zoll; Gewicht 3 Pfund. Unmittelbar über der Rose findet sich die wagerecht nach vorne gerichtete, wie es scheint einfache, leider gewaltsam abgestochene, 3 Zoll lange Augensprosse; etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll über letzterem ragt, aufwärts gekrümmt, ebenfalls nach vorne gerichtet, der Eisspießel hervor. Derselbe ist wie die Stange zusammengedrückt, 1 Fuß 6 Zoll lang und am Ende breit und dreifach verzweigt. Die 1 bis 2 Zoll langen Zweige krümmen sich nach innen. Außer einer $1\frac{1}{2}$ Zoll langen Sprosse, 1 Fuß 9 Zoll oberhalb der Rose, nach unten gerichtet und einwärts gekrümmt, hat das Geweih keine Verästelungen. Denn die Krone, wie schon gesagt, ist abgebrochen und zeigt deutlich drei von einander getrennte Bruchstellen. Ueberhaupt scheint das Kronende mehr dem Einflusse der atmosphärischen Luft exponirt gewesen zu sein, da die Bruchstellen sehr porös sind und einer mechanischen Einwirkung nicht erheblichen Widerstand leisten. Dagegen besitzt das Kopfende noch eine Festigkeit, die kräftigen Spatenstichen das Eindringen verwehrt hat.

Weitere angestellte Versuche zur Auffindung des ganzen Knochengerüsts sind erfolglos geblieben. — Den Besitz des eben beschriebenen Geweihs verdankt die hiesige Bürgerschule der Aufmerksamkeit des Herrn Doct. Vertz hieselbst. Auch Herr Capitän Plagemann allhier verehrte uns kürzlich ein sehr schönes, üppig entwickeltes lappländisches Rennthiergeweih von ungerade 24 Enden. Beide bieten zu höchst interessanten Vergleichen reichlichen Stoff, und erkläre ich mich hiedurch gerne bereit, sie Freunden der Zoologie vorzuzeigen.

Mögen diese Worte Anregung zu weiterer Erörterung und Beantwortung der Frage geben: ob wir berechtigt sind, das vaterländische Grab als einen selbstredenden Beweis für die frühere vaterländische Existenz des Thiers gelten zu lassen, und demnach dasselbe als ein vaterländisches früherer Zeit bezeichnen zu dürfen.

Wismar, im April 1851.

H. S. des Herausgebers. — Anfänglich hatte ich im Sinne etwas ausführlicher über ein im vorigen Jahre bei Gädebehn unweit Stavenhagen im Moder gefundenes Geweih (in der Sammlung des Herrn Dr. L. Brückner zu Neubrandenburg befindlich) zu berichten, welches ich gleichfalls für ein Rennthiergeweih halten möchte. Da aber das Geweih nur sehr fragmentarisch ist, und eine sichere Bestimmung nur durch eine Vergleichung mit dem Geweih eines nordischen Rennthieres zu erlangen gewesen wäre, welche ich, von allen Museen ferne lebend, nicht ausführen konnte, und überdies Herr Fries die mecklenburgische Rennthierfrage so erschöpfend behandelt und zu einem sicheren Schluß gebracht hat, so begnüge ich mich dem Vorstehenden noch einige wenige Bemerkungen anzuknüpfen.

1. Die Geognosten wollen den mitteleuropäischen Gegenden, für die gegenwärtige Schöpfungsperiode, das Rennthier durchaus streitig machen. So sagt z. B. noch Quenstedt in seinem soeben erschienenen Handbuche der Petrefactenfunde *): „Zur Diluvialzeit lebte eine dem *C. tarandus* sehr verwandte Abart (*tar. fossilis* Cuv.) in südlicheren Breiten: man kann diese aus den Torfmooren Schwedens und des nördlichen Deutschlands, über den Diluvialsand von

*) Tübingen 1851. S. 65.

Stampes (südl. Paris), bis Montpellier im südl. Frankreich verfolgen. . . . Wenn sonst die Thiere der wärmeren Gegenden hoch nach Norden zu steigen pflegen, so haben wir hier den umgekehrten Fall, die Thiere des heutigen Nordens streiften früher auch weiter nach S. hinab! Entweder war das Klima wirklich eine Zeit lang kälter, oder die Thiere hatten ein ander Naturel, als die lebenden.“

Das bei Wismar entdeckte Geweih ist im Torf gefunden worden; auch alle anderen in unserem Lande gefundenen Geweihe, welche man dem Rennthiere zugeschrieben hat *), haben im Torf oder Moder gelegen. Torf und Moder aber sind Erzeugnisse der jetzigen Schöpfungsperiode, also können thierische Reste, welche in denselben begraben sind, nur von Thieren herrühren, welche in eben dieser letzten Periode gelebt haben. In Bezug auf den Elch z. B. ist dies auch noch von Niemand geleugnet worden. Wie aber Reste von Thieren der Diluvialzeit in Torf und Moder hineinkommen sollen, ist mir durchaus räthselhaft. Ich zweifle daher, nach den hinsichtlich der Rennthiergeweihe in Mecklenburg gemachten Entdeckungen keinen Augenblick mehr daran, daß das Rennthier wirklich in der gegenwärtigen Schöpfungsperiode (vielleicht gleichzeitig mit dem Wisent und Elch) in unserem Lande gelebt habe. Die Bedingungen, unter denen dies möglich war, hat Herr Friesse sehr klar auseinandergesetzt.

2. Es ist gar nicht nöthig anzunehmen, daß das Rennthier früher ein beständiger Bewohner des mittleren Europa gewesen sei. Wie gegenwärtig in Asien der bengalische Tiger zur Sommerzeit nordwärts bis zur Breite des Altai (bis zu 53° n. Br.) hinaufstreift, konnte in früherer

*) Archiv II S. 24 f. V. S. 10.

Zeit das Rennthier seine winterlichen Streifzüge bis in das mittlere Europa hinab ausdehnen. Jetzt freilich würden ihm der Sund und die Belte dabei ein großes Hinderniß in den Weg legen, früher aber waren diese Meerengen, bei dem damals herrschenden kälteren Klima, wahrscheinlich fast jeden Winter mit einer Eisdecke belegt, welche eine Communication zwischen Schonen, Seeland u. s. w. gestattete; wenn in den ersten Jahrhunderten unserer christlichen Zeitrechnung selbst noch die Donau häufiger und stärker gefroren war, als jetzt, so bietet jene Annahme keine Schwierigkeiten dar. Was früher unter anderen klimatischen Verhältnissen in Europa geschehen konnte, das sehen wir noch in dem kälteren Asien gegenwärtig wirklich geschehen. Während nämlich das Rennthier jetzt in Scandinavien kaum den 60° n. Br. überschreitet, lebt es (nach Thell *) in der chinesischen Tartarei schon unter dem 50°, und streift oft noch weit südlicher.

3. So gerne ich nun auch ein geschichtliches Zeugniß von dem früheren Dasein des Rennthieres in Mitteleuropa auffinden möchte, so hat mir dies doch bis jetzt nicht gelingen wollen. Nirgends finde ich bei römischen und griechischen Autoren eine Beschreibung, welche entschieden auf das Rennthier zu deuten wäre. Daß unter dem Tarandus des Plinius und Aelian **) nicht das Rennthier sondern der Elch zu verstehen sei, ist nicht in Zweifel zu ziehen. Zweifelhafter könnte man hinsichtlich des *bos cervi figura* sein, welchen Cäsar ***), freilich nur vom Hörensagen, als einen

*) Grundsätze der Geologie (Weimar 1842) Band III. S. 134.

**) Plinius hist. nat. lib. VIII. cp. 52. Aelian hist animal. Lib. II. cp. 16.

***) de bello Gallico lib. VI. cp. 26.

Bewohner des hercynischen Waldes beschreibt. Cäsar charakterisirt diese Hirschart folgendermaßen: *Est bos cervi figura, cujus a media fronte inter aures unum cornu existit, excelsius magisque directum his, quae nobis nota sunt, cornibus. Ab ejus summo, sicut palmae, rami quam late diffunduntur. Eadem est feminae marisque natura, eadem forma magnitudoque cornuum.* In dieser Beschreibung, in welcher, wie gewöhnlich bei den Griechen und Römern, wo es sich um naturhistorische Dinge handelt, Wahrheit und Dichtung untereinander gemischt sind, haben neuere Gelehrte das Rennthier erkennen wollen. Wenn es sich nun auch nicht läugnen läßt, daß die Beschreibung der Geweihe (mit Ausnahme des fabelhaften *unum cornu*) auf das Rennthier gedeutet werden kann, und es sogar feststeht, daß das Rennthier die einzige Art der Gattung *Cervus* ist, bei welcher Männchen und Weibchen Geweihe tragen, so ist mir bei dieser Auslegung doch der *bos* ein so großer Stein des Anstoßes, daß ich über denselben nicht hinwegkommen kann. Wie war es irgend möglich, daß Cäsar oder sein Gewährsmann (mag letzterer auch ein noch so großer Laie in der Zoologie gewesen sein!) das Rennthier einen *bos cervi figura*, oder wie wir uns jetzt systematischer ausdrücken würden, einen *cervus bovis figura* nennen konnte, da es mit einem Ochsen auch nicht die geringste Ähnlichkeit besitzt? Wenn auch die Römer die ersten Elephanten, welche ihnen zu Gesichte kamen, lucanische Ochsen, und die Südsee-Insulanner die ersten Pferde, welche sie sahen, Schweine zum Reiten nannten, so geschah dies nur aus augenblicklicher Sprachverlegenheit, weil ihnen entsprechende Gattungsnamen für diese Thiere in ihrer Sprache gänzlich fehlten. Der Begriff von

Cervus aber, unter welchen das Rennthier gehört, war zu Cäsars Zeit längst festgestellt, und es war unmöglich, daß er das fragliche Thier *bos cervi figura* nennen konnte, wenn es nicht in seiner Form etwas hatte, was sowohl an *bos* als auch an *cervus* erinnerte. Das Ochsenähnliche fehlt aber dem Rennthier durchaus. — Es gab dagegen früher in Deutschland eine andere Hirschart, bei welcher eine solche Vergleichung gar nicht ferne liegen konnte. Dies war der Elch (*Cervus Alces*), der plumpste und ungestaltetste unter den Hirschen, der hinsichtlich seiner Größe, seines kurzen, dicken Halses und seines ganzen Habitus einen Laien in der Naturkunde wohl veranlassen konnte, ihn bei der Gattung *bos* unterzubringen. Man braucht nur die ersten besten Abbildungen vom Rennthier und Elch zu vergleichen, um sich von dem eben Gesagten hinreichend zu überzeugen. Auch die Angabe, daß die Zacken des Getweihes an dessen Ende sich *sicut palmae quam late* ausbreiten, paßt vorzugstweise auf den Elch, dessen Getweih in eine sehr breite, mit Zacken versehene Schaufel auslaufen, während die handförmige Ausbreitung der Enden des Rennthiergetweihes bei weitem weniger in die Augen fallend ist. Dagegen stimmen die Beiworte *excelsius magisque directum* wieder besser zu dem Getweih des Rennthiers, als zu dem des Elchs, — kurz, es sind in dieser Beschreibung Widersprüche, aus denen schwer herauszufinden ist. Es scheint mir das natürlichste zu sein, als den Kern der Diagnose den *bos cervi figura* und die *rami, qui sicut palmae, quam late diffunduntur* festzuhalten, und die anderen Zusätze als Irrthümer auf Cäsars oder seines Berichterstatters Rechnung zu setzen. Jenes sind die am meisten in die Augen fallenden Kennzeichen des Elchs, und es ist mir um so wahrscheinlicher,

daß dieser hier gemeint sei, weil Cäsar uns sonst die Beschreibung dieses merkwürdigen Thieres ganz und gar schuldig bleiben würde. Denn wenn er auch in dem folgenden Capitel eine Hirschart unter dem Namen Alces gleichfalls als Bewohnerin des hercynischen Waldes nennt, so ist doch die Beschreibung, welche er von derselben giebt, der Art, daß ohne den Namen Alces und ohne Vergleichung dessen, was Plinius über Alces und Achlis berichtet, schwerlich Jemand auf die Vermuthung gekommen sein würde, daß wir in jenem Capitel den Elch vor uns hätten. Daß dann der Elch beim Cäsar zwei Mal vorkommen würde, darf uns nicht verwundern, da er beim Plinius sogar drei Mal, als Alces, Achlis und Tarandus, auftritt, und ähnliche Beispiele mehrfacher Benennung und Beschreibung eines und desselben Naturgegenstandes bei den Alten so häufig sich finden.

4. Daß es außer diesem jetzt lebenden Rennthiere nicht auch noch einen von ihm etwas abweichenden Cervus Tarandus fossilis vor der jetzigen Schöpfungsperiode gegeben habe, will ich keineswegs geradehin in Abrede stellen. Finden sich Nester des Rennthiers wirklich im Diluvialsande Frankreichs, so muß allerdings eine Art desselben auch schon in der vorletzten Schöpfungsperiode gelebt haben. Man ist aber wahrscheinlich in der Zusammenstellung und Identificirung dieser Nester mit den in den Torfmooren vorkommenden zu eilig gewesen, und hat die Unterschiede außer Acht gelassen, durch welche diese beiden Arten oder Varietäten zu trennen sind.

Neubrandenburg den 1. Juli.

E. Boll.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Archiv der Freunde des Vereins Naturgeschichte in Mecklenburg](#)

Jahr/Year: 1851

Band/Volume: [5_1851](#)

Autor(en)/Author(s): Boll Ernst Friedrich August

Artikel/Article: [3. Zur Naturgeschichte des Rennthieres in Meklenburg 113-123](#)